

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 6

Artikel: Leiden und Freuden eines Instruktions-Offiziers
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070703>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leiden und Freuden eines Instruktions- Offiziers VON OBERST ★★★

MEINE erste Bekanntschaft mit den Instruktoren machte ich, wie jeder andere Schweizer Wehrmann, als Rekrut. Am Einrückungstag wollte ein übermütiger Bursche, der schon auf dem Marsch zur Kaserne allerhand Blödsinn trieb, auch vor der Reitbahn, wo wir besammelt wurden, nicht parieren. Kurzum nahm ihn der Adjutant-Unteroffizier H. am Kragen, und der Zufall wollte es, daß dabei der widerspenstige Neuling auf nasser Erde ausglitt und in eine Pfütze stürzte. «Das kann ja prima werden», dachte ich mir, da ich damals noch nicht wußte, daß der Hilfsinstruktor ein ganz flotter Mann war, der niemandem etwas zuleide tun wollte.

Mit den Instruktionsoffizieren kamen wir erst später in Berührung. Sie störten unsern Betrieb, wenigstens in den ersten Wochen, nicht, und es gab Rekruten, die rateburgerten, welche von den Offizieren überhaupt Instruktoren wären, und was für Arbeit diese denn eigentlich leisten würden. Wie es sich anläßlich einer Theorie durch den Zugführer herausstellte, war der Rekrut Saladin ernstlich der Ansicht, daß die Instruktoren die Herren seien, welche «Bchleidige» anzuschauen hätten. Etwa 14 Tage zuvor hatte nämlich unser Ein-

heitsinstruktor, ein Generalstabsmajor, die im Zeughaus gefaßten Uniformen nachgeprüft.

Wurden also in der Rekrutenschule die Rekruten von den Instruktionsoffizieren, mit Ausnahme von Inspektiönchen, im großen ganzen in Ruhe gelassen, so änderte sich dies in der Unteroffiziers- und besonders in der Aspirantenschule. Dort bekamen wir deren Existenz bedeutend nachdrücklicher zu verspüren.

Doch erst als Leutnants wurden wir in die Lage versetzt, zwischen den Instruktoren zu differenzieren. Wie es bei unsern Schullehrern der Fall war, so bestand auch für jeden Instruktionsoffizier ein ungeschriebenes Schatzungsverbal. Dieser war als streng, aber gerecht, jener als «Uhung» bekannt; einen andern schätzte man als «guten Papa», und ein vierter war wegen seiner Kritik- und Spottlust gefürchtet. Und wie damals in bezug auf die Lehrer, wurde man auch im Militärdienst zuweilen eines andern belehrt, als was so vom Hörensagen bekannt war. Der Strenge und Gerechte war weniger streng und gerecht, und der Friedfertige konnte manchmal rot werden wie ein Truthahn. Er hieß auch «der Truthahn», hat aber mit zunehmendem Alter den gutmütigen Übernamen «Onkel» bekommen.

Wie ich Instruktor wurde

Als Rekrut und als Unteroffizier dachte ich nicht im geringsten daran, einmal Instruktionsoffizier zu werden. Dem eifrigen, aber etwas unreifen Anfänger, der ein Jahr zu früh zur Rekrutenschule einrückte, war der Dienst vollständig verleidet. Hauptsächlich war es der polternde, grobe Korpis, der es besonders auf uns Burschen aus der Stadt abgesehen hatte, welcher uns das Dasein sauer machte. Bezeichnungen wie «Stadt-schminggle», «Schoffisser», «Syrupsüffle» waren direkt Kosenamen neben all den Tiernamen-Potpourris, mit denen wir beehrt wurden. Je mehr Rüffel er von oben erhielt, desto mehr bekamen wir dies durch «Liegen-auf», Kriechen und Einzeldauerläufe zu spüren.

Erst in der Unteroffiziersschule öffnete sich mir der Knopf, und zwar dank einer sehr schönen Klassenkameradschaft. Mit rührender Geduld wurde mir, dem noch Schießunkundigen, diese Kunst inklusive Gewehrgriff von zwei Kameraden beigebracht. Wie es sich herausstellte, waren beide Pfadfinder gewesen, und seither habe ich für die Pfadfinderei immer eine große Sympathie bewahrt.

Erst nach Schluß der RS, in der ich meinen Leutnantsgrad abverdient hatte, kam ich auf die Idee, eventuell später einmal «zugunsten der Instruktion» meinen Beruf zu wechseln. Ich verspürte damals ein richtiges Heimweh nach meinem geliebten Zug, der in alle Teile der Schweiz verstreut war. Die Berufsarbeit in einem schattigen, fast feuchten Büro trug das Ihre dazu bei. Ich lechzte nach Sonne, Luft und Bewegung.

Der Zufall wollte es, daß ich einige Monate später vom Schulkommandanten meiner RS angefragt wurde, ob ich geneigt wäre, freiwilligen Dienst zu leisten; ich hätte den Zug eines Leutnants zu übernehmen, der wegen Krankheit entlassen wurde. Da ich gerade beruflich abkömmlich war, griff ich zu, und jene zweite Rekrutenschule erweckte in mir vollends das Bewußtsein, daß ich nur als Instruktionsoffizier wahre Befriedigung finden würde. Doch vergingen noch Jahre der sprachlichen und beruflichen Weiterbildung in verschiedenen Ländern Europas und in Übersee, bis ich endgültig den Zivilanzug an den Nagel hängte, um ihn mit dem feldgrauen Tuch zu

vertauschen. Als Truppenoffizier war ich inzwischen bereits Oberleutnant geworden.

Es ist schon viel darüber diskutiert worden, was besser sei: gleich in den Leutnantsjahren die Laufbahn des Berufsoffiziers zu betreten oder erst später. Da kann ich nur sagen, daß ich meine Lehrjahre und alle die Auslandsaufenthalte nie missen möchte. Es ist von großem Wert, daß man auch von zivilen Freuden und Leiden etwas aus persönlicher Erfahrung kennt. Da wir in der Schweiz, im Gegensatz zum Ausland, keine Kadettenschulen, d. h. Internate, besitzen, in welchen schon der Knabe seine militärische Laufbahn beginnt, sind alle Instruktoressen eine Zeitlang in einem zivilen Beruf tätig, sofern es sich nicht um Akademiker, die gleich nach Abschluß ihrer Examen zur Instruktion übertreten, handelt. Es besteht ja die Vorschrift, daß bei uns nur Berufssoldat werden kann, wer ein abgeschlossenes akademisches Studium oder eine abgeschlossene Berufsbildung mit zweijähriger Praxis durchgemacht hat. Eine solche Bestimmung ist sicher gut, weil sie echt schweizerisch ist. Sie entspricht den Gepflogenheiten einer Milizarmee, wo fast jeder Bürger Soldat sein darf, und jeder Soldat ein guter Bürger sein soll.

Aspirantenzeit

Bei den Medizinern heißt der junge Student, der erstmals Spitalpraxis zu leisten hat, der «Unterhund». In der Schweizer Armee besteht für Instruktionsaspiranten keine derartige Bezeichnung, doch pflegt sich später fast jeder Instruktionsoffizier damit zu brüsten, daß auch er seinerzeit soundso lange den «Jagdhund» habe spielen müssen.

Was einem da nicht alles aufgebürdet wird! So geschah es oft, daß ich gleichzeitig nicht nur zwei, sondern drei Herren dienen mußte.

«Herr Oberleutnant, Sie machen heute ab 24.00 eine Ronde in den Kantonementen der drei Kompanien und melden mir bis zur Tagwache den Putzzustand der Ausgangsschuhe», befahl mir der Herr Schulkommandant.

«Ich erwarte von Ihnen, Herr Oberleutnant, daß Sie nach dieser blöden Ronde wieder zu uns in den „Löwen“ kommen, um den erst angefangenen Abend weiterhin in unserer er-

lauchten Gesellschaft zu verbringen», bedeutete anderseits der Instruktionshauptmann. Der Hilfsinstruktor aber wünschte unbedingt die Kontrolle der Schießrapporte, die andern tags mit der 7-Uhr-Post nach Bern speditiert werden mußten.

Nie mehr in meinem Leben habe ich so regelmäßig gut geschlafen wie in jener Periode als Instruktionsaspirant. Es schien auch zum guten Ton zu gehören, daß man als Jagdhund gleichzeitig Dienst als Klassenlehrer, Materialoffizier, Schuladjutant und sogar als Rechnungsführer zu leisten hatte.

Aber eine gute Zeit war es doch. Eindrücklich hat man da gelernt, was Soldat sein heißt: Ohne zu murren seine Pflicht zu tun, auch in verworrener Lage richtige Anordnungen zu treffen, zu handeln, auch wenn die Befehle ausbleiben und ohne ein Kontrollorgan im Hintergrund, körperlich arbeiten zu können, ohne im Geiste nachzulassen — oder ihn gar aufzugeben! Heute wird diese scharfe Beanspruchung meistens durch die Abkommandierung an die Militärschule der ETH Zürich angenehm unterbrochen.

Einheitsinstruktor



Die befriedigendste Charge meiner Instruktorenlaufbahn war die des Einheitsinstruktors. Natürlich muß der Instruktor selbst die Ausbildung als Einheitskommandant hinter sich haben, bevor er andere Leute dazu erziehen kann. Um wirklich auf der Höhe meiner Aufgabe zu sein, hatte ich anschließend noch Gelegenheit, ein zweitesmal eine Einheit zu führen, diesmal natürlich ohne einen Instruktor über mir zu haben. «An deinen Früchten wird man dich erkennen», sagte mir der Schulkommandant zur Einführung — und weil die Früchte gut gerieten, blieb ich fürderhin selbständiger Einheitsinstruktor.

Dies ist nicht einfach. Alle Untergebenen, vom Oberleutnant, dem angehenden Kompaniechef, bis zum Rekruten, sind in ihrer militärischen Stellung Anfänger. Allzu sehr kommt man nun in Versuchung, all diesen Neulingen ins Handwerk pfuschen zu wollen, besonders dann, wenn etwas schief zu gehen droht. Und doch spielt es z. B. keine Rolle, wenn einmal,

infolge falscher Zeitberechnung, die Truppe zu spät marschbereit ist. Gerade aus den Fehlern lernt man am meisten. Ein sehr hoher Offizier hat einmal gesagt: «Auch dem besten Offizier kann einmal ein Fehler passieren; aber er darf den gleichen Fehler nur einmal machen.» Nur wer ins Wasser geschickt wird, lernt schwimmen.

Jeder Einheitsinstruktor hat seine Erlebnisse mit seinen Untergebenen, den künftigen Einheitskommandanten. Mein erster solcher Oberleutnant war ein selbstbewußter, durchaus praktischer Kamerad. Bei ihm beschränkte sich meine Arbeit auf die Befehle betreffend Arbeitsprogramm und auf die unvermeidlichen Besichtigungen, die mir selber vorgeschrieben waren.

Später hatte ich einen sehr anlehnungsbedürftigen Herrn zu betreuen. Er stellte z. B. folgende Fragen: «Soll man zur morgigen Übung die Kapute oder die Zeltbahnen mitnehmen lassen?»

«Wünschen Sie den Taktschritt auf der Wiese oder auf der Allmendstraße zu besichtigen?»

«Darf ich Ihnen zuerst den besten Zug vorstellen oder soll eingangs der erste Zug gezeigt werden?»

«Müssen die Küchenordnanznen bei der Grußinspektion auch dabei sein?»

«Können die Herren Zugführer um 11.00 auch zum Duschen gehen, oder sollen sie zum Kompanierapport erscheinen?»

Doch war alle Geduld, den Mann zur Selbständigkeit zu erziehen, umsonst. Es blieb mir nichts anderes übrig, als seine Entlassung zu beantragen. Und auch er war recht froh über diesen glücklichen Einfall.

Selbständigkeit ist schön und lobenswert, solange sie sich im Rahmen des Zulässigen hält. So war mir auch einmal ein Kp.Kdt. zugeteilt, der intelligent, aber viel zu impulsiv war. Wir besprachen jeweils zusammen seine zu treffenden Anordnungen, die er dann aber plötzlich auf den Kopf stellte, «weil die Umstände andere geworden seien, als sie zur Zeit der Vorbesprechung waren».

So geschah einmal folgendes: «Die Kompanie hat um 08.00 im Wäldchen X einsatzbereit zu sein.» Der Kp.Kdt. wiederholte diesen Befehl. Zu meinem Erstaunen war aber um 08.00 keine Kompanie dort, sondern nur ein Korporal.

«Herr Hauptmann, Oblt. Meyer läßt mel-

den, daß die Kompanie erst um 09.30 hier ankommen wird.»

Grund? Auf dem Hinmarsch ließ der Herr Oberleutnant die sogenannte Befehlsdurchgabe üben, wo zum Beispiel von der Spitze bis zum Schluß der Kolonne das «Obersten-Knopf-Öffnen» richtig durchgegeben werden muß. Dies klappte offenbar nicht, und statt weiter zu marschieren, wurde nun an Ort und Stelle eine Stunde lang Befehlsdurchgabe geübt. Dies war offenbar wichtiger als der erhaltene Auftrag.

Trotz aller Bedenken wurde dem Herrn dann doch eine Kompanie anvertraut. Diese führte er aber bloß während eines Wiederholungskurses.

Je gewandter ein solcher Oberleutnant ist, je besser dessen Zugführer und Korporale sind, desto weniger hat man sich selber als Einheitsinstruktor einzuschalten.

Abwechslung macht das Leben süß . . .



Als junger Instruktor, d. h. als Hauptmann oder Major, wird man aber nicht nur in Rekrutenschulen verwendet, sondern oft auch in andere Schulen und Kurse abkommandiert. Einmal waren es Unteroffiziers- und Aspirantenschulen, ein andermal Schießkurse oder Offizierskurse mit taktischer oder technischer Ausbildung.

Je älter ein Instruktionsoffizier wird, desto mehr verliert für ihn das ständige Unterwegssein an Reiz. Ich weiß, daß uns gerade die Truppenoffiziere wenig um die häufige Abwesenheit von der Familie beneiden. Glücklicherweise sind heute die Fälle, wo ein Instruktor zehn Monate von zwölfen von zu Hause weg ist, nicht mehr so zahlreich. Es kommt nur noch selten vor, daß die Kinder von Berufsoffizieren fast alle zwei bis drei Jahre den Wohnsitz und die Schule wechseln müssen und nirgends Wurzeln schlagen können.

Selbst wenn es sich nur um eine Mär handeln sollte, zeigt folgende kleine Geschichte, was herauskommt, wenn der Papa ewig abwesend ist. Dem unfolgsamen Kindergarten-schüler wurde, wie dies etwa unrichtigerweise Mütter tun, mit dem Vater gedroht, der ihn dann sonntags übers Knie nehmen werde. Der Vater konnte sich natürlich nur zu einer Rüge bequemen, und so bekam der Maxli einen

«scharfen Verweis». Einmal kam es aber doch zu einer handgreiflichen Bestrafung, was den Knirps veranlaßte, die folgende Bitte in sein Abendgebet einzuflechten: «Liebe Gott, mach, as de bös Maa am nechste Samstig nüd scho wider zu eus chunnt.»

Eine ganz besondere Abwechslung brachten mir immer wieder die Dienste als Truppenoffizier. Hier hatte man zu beweisen, daß man nicht nur ein routinierter Kasernenhofstrategie war, sondern sich auch andern Verhältnissen anzupassen wußte. Da konnte ich auch feststellen, ob unsere Ausbildung und Erziehung in den Schulen brauchbar war. Und hier durfte man Kamerad sein unter Kameraden, durfte alte Bekanntschaften und Freundschaften auffrischen oder gar neue begründen. Wie angenehm auch, einmal keinen Schulkommandanten, sondern einen tüchtigen Bataillons- oder Regimentskommandanten über sich zu haben, der nicht allein über militärische, sondern auch über große zivile Erfahrungen verfügte. Für die Berufsoffiziere meiner Generation waren die Jahre mit der Truppe auch solche des Aktivdienstes und somit noch viel erfahrungsreicher, als es die geruhsamern Friedens-Wiederholungskurse sind.

Schulkommandant



Fast unversehens kommt man in das Alter, wo der Platz des Einheitsinstructors für jüngere Kräfte geräumt werden muß. Nun ist es auch in jeder zivilen Organisation so, daß weniger Chefposten zu besetzen sind als Plätze für Untergebene. Einheitsinstructoren werden viele benötigt — Schulkommandanten wenige, und deswegen weist an diesem Wendepunkt das Schicksal dem Berufsoffizier oft ganz eigentümliche Wege. Während der eine schon als Major eine Schule kommandieren kann, hat ein anderer viel länger zu warten, wenn er es nicht vorzieht, in der Militärverwaltung unterzutauchen, beziehungsweise emporzustreben. Mag sein, daß er auch ins Zivilleben zurücktritt, insofern er dort noch Anschluß finden kann.

Nun, auch das Leben eines Schulkommandanten besteht nicht aus eitel Freude. Wie man sich als Jüngerer berechtigt fühlte, mit den Anordnungen des «Alten» nicht immer

einverstanden zu sein, so hat man nun, in der neuen Stellung, dieses Recht auch seinen Untergebenen zuzubilligen. Kritik am Bestehenden ist immer erwünscht. Wirklich gute Ideen sind das Salz lebensnaher Instruktion.

Junge Instrukturen sind in bezug auf solche Ideen ganz verschieden geartet. So hatte ich einen Meister im Aushecken neuartiger Methoden. Zur Belebung phantasieloser Gefechtsausbildung schlug er z. B. das «Nummernspiel» vor. Die Pfadfinder kennen es. Ohne daß dem «Verteidiger» die Gelegenheit geboten werden soll, eine auf Brust und Rücken des «Gegners» festgebundene Startnummer zu erkennen, hat sich dieser durch die Verteidigungslinie durchzuschmuggeln. Dies erfordert Gewandtheit, Geschick und Erfindungsgabe auf beiden Seiten. Es ist ebenso sehr ein Spiel wie ein gutes Mittel zur Geländeausnützung.

An Stelle von trockenen Theorien über das dienstliche Verhalten veranstaltete jener Instruktor regelrechte Theatervorstellungen. Die Akteure erschienen als Offiziere, zerlumpte Vaganten usw. und hatten dann falsches und richtiges Verhalten, beispielsweise gegenüber Betrunknen, vorzuführen. Dies erforderte natürlich gewisse Vorbereitungen, auch seitens der Schauspieler, die als Rekruten plötzlich zur Charge des Hauptmanns vorgerückt waren. Das dankbare Publikum hielt sich die Bäuche vor Lachen — und lernte zehnmal mehr dabei, als wenn es nach offizieller Art instruiert worden wäre.

Ein gutes Mittel, die Rekruten in der Kenntnis und Handhabung der Waffen auszubilden, ist der «Waffensalat». Um dieses Gericht herzustellen, werden beispielsweise die einzelnen Teile dreier Handfeuerwaffen vermengt. Darauf wird festgestellt, wer als erster alle Waffen wieder schußbereit zusammengesetzt hat.

Andererseits werden auch viele unbrauchbare Anregungen gemacht oder gelegentlich auch ohne Meldung in die Tat umgesetzt. So ist es z. B. unstatthaft, zur Erziehung von Nullerschützen sich oder jemand andern gleich neben die Zielscheibe zu stellen. Das soll aber einst ein Kommandant einer Schießschule praktiziert haben.

Zu verpönen sind auch gewisse Ausbildungskniffe, die sich zuweilen einschleichen. Die Schießausbildung ist überhaupt ein dankbares Gebiet für solche Auswüchse. Ein jeder ist bestrebt, die besten Schießresultate herzubringen. Manchmal wird aber auch übers Ziel

geschossen. Vom Anfeuchten des Nackens bis zum Ausgießen einer ganzen Gamelle Wasser über Kopf und Rücken braucht es nur eine Handbewegung — im Hochsommer erfrischend — im Oktober gefährlich.

«Was essen Sie denn?» fragte ich einen Rekruten im Schießstand.

«Vom Leutnant habe ich diese Kola-Tabletten bekommen zur Beruhigung», antwortete prompt der Rekrut. Baldriantropfen wären wohl noch besser gewesen.

Eine Zeitlang war der Unfug Trumpf, «zur Stärkung der Sehkraft» Kölnisch-Wasser oder Zwiebeln in die Augen zu reiben.

«Trocken und scharf muß der Gewehrgriff sein», verlangte der Schulkommandant. Dies bewog einen Untergebenen, den Handschutz am Karabiner lockern zu lassen, um dadurch ein besseres Klatschen zu erzeugen. Derartige Mätzchen werden natürlich von seriösen Instrukturen nicht angenommen.

Wie sicher jeder Leser weiß, ist der Schulkommandant wie wohl kaum ein anderer Chef (im Zivilleben) der Kritik des Publikums ausgesetzt. Wer ein gutes Gewissen hat, ärgert sich höchstens, erträgt aber die Angriffe ruhigen Herzens und prüft sachlich, was angebracht und was unbegründet ist. Freilich ist hervorzuheben, daß es auch Instrukturen, so gut wie andere Menschen, lieber sehen, wenn offen und ehrlich und direkt gesprochen wird, als wenn dies hinten herum, eventuell gar auf dem Wege der Presse, geschieht. Auch Instrukturen sind Bürger und wünschen als solche behandelt zu werden.

Und noch eines soll man bedenken: Die Schulkommandanten und ihre Mitarbeiter stehen einem «Betrieb» vor, der nicht ein Team von langjährigen Mitarbeitern besitzt, auf die sie unbedingt zählen dürfen. Alle Untergebenen, vom angehenden Einheitskommandanten bis zum Rekruten, sind Anfänger und Lernende und deshalb viel mehr Irrtümern und Fehlern unterworfen, als die gleichen Leute es in ihrer zivilen Stellung sein mögen.

Heutzutage sind unsere Kader und Rekruten nicht mehr einzig am Karabiner auszubilden, sondern auch an einer Anzahl wenig eingebürgerter und gefährlicherer Waffen, wie z. B. an Handgranaten und Minen und an den automatischen Waffen. Wurde einst nur etwas Bajonettfechten geübt, so verlangt heute besonders die Nahkampfausbildung mit all ihren Tücken vermehrte Aufmerksamkeit.

Auch die früher nur selten praktizierten Nachtübungen bedeuten für die Truppe und für die verantwortlichen Instruktoren eine nicht harmlose Mehrbelastung. Ich denke hier besonders an die Nachtfahrten mit Motorfahrzeugen. Wie atmet man doch jedesmal auf, wenn eine Kolonnenfahrt, wenn die Nah-

kampfschulung oder eine Übung mit Handgranaten ohne ernstlichen Unfall, wenn eine Unteroffiziersschule oder gar Rekrutenschule ohne Todesfall beendet werden konnte.

Die Zeiten sind eben längst vorbei, wo Geschichten wie die folgenden passieren konnten: Von oben herab kam eine Weisung, die Re-

Der kleine Familienfilm



Film nähert sich dem Ende, wird sehr sentimental.



Merkt, wie seine Augen feucht werden. Kneift Augen energisch zusammen, um die Tränen zurückzuhalten.



Wischt unauffällig Tränen weg.



Schaut rasch um sich, um festzustellen, ob jemand sein unmännliches Verhalten bemerkte.



Glaubt, er habe sich jetzt wieder in den Händen.



Frau hinter ihm bricht plötzlich in Tränen aus und schnupft. Bringt dadurch seine Selbstbeherrschung ins Wanken.



Tränen rollen über seine Wangen.



Trocknet hastig Augen, da Film fertig ist.



Licht wird angezündet. Gibt vor, daß er lediglich seine Nase schneuzte, und schaut mit kritischem Gesicht um sich.

kruten zu schonen. Dies veranlaßte den Major F., auch die Nachtübungen möglichst human zu gestalten. Was tun? Verblüffend einfach. Für jeden Rekruten und Chargierten wurde im Zeughaus eine schöne dunkelgrüne Schneebille gefaßt und die sogenannte Nachtübung auf 17.00 angesetzt. Die dunkle Bille hatte gleichsam die Nacht zu ersetzen.

Der gleiche erfinderische Herr brachte es zustande, auch das Auslegen des Telefondrahtes hinter geschlossenen Fenstern zu üben: An die Stelle von Bäumen und Leitungsstangen traten Blumentöpfe mit Zweigen und Ästen; statt der 4 kg schweren Bobine wurde ein 20 g leichtes Fadenspieli verwendet. Und am Platz der dreiteiligen Gabelstange stunden 20 cm lange Eisendrähte zur Verfügung.

Auch diese geniale Idee fand oben nicht Anklang, weshalb sich die Telefonsoldaten auch heute noch mit schwererem Material abquälen müssen.

Ebensowenig Glück war seiner Naturmethode in der Reitbahn beschieden. Auch wieder zur Schonung von Mann und Pferd verblieb die Reitklasse in der Halle. Um das Bücken im Waldesdickicht zu üben, wurde an den vier Bahnwänden allerlei Gebüsch auf entsprechender Höhe befestigt.

«Kriminalfälle»



Auch die Armee hat, wie jede größere Gemeinschaft, verschiedene Kostgänger. Es ist daher unvermeidlich, daß sich etwa Dinge ereignen, die auch im Zivil die Polizei und die Gerichte beschäftigen. Daher sei von solchen Vorfällen hier nicht die Rede, und die «Kriminalfälle» sind in Anführungszeichen zu setzen. Das kindische «Schlüüfbett» und das gefährlichere «Bettenkehren» sind immer noch nicht von der Bildfläche verschwunden. Auch die Kraftmeiereien nicht, die meist harmlos beginnen und dann mit Körperverletzungen, wenn möglich sogar mit Militärgericht enden.

Manchmal haben «Kriminalfälle» auch einen komischen Anstrich. Kommt da eines Morgens ein Unteroffiziersschüler zu mir. Er ist wütend. Er braucht gar nicht zu sagen weshalb. Man sieht es ja. Von seinem schönen Schnauz, den er als Einziger trug, ist haargenau die rechte Hälfte verschwunden.

«Ich beschwere mich schärfstens gegen meine Kameraden, die gar keine Kameraden sind. Dies grenzt an Verstümmelung.»

«Wen bezichtigen Sie dieses Verbrechens?» frage ich den Erbosten.

«Ich weiß es nicht, ich schlief.»

Da ist guter Rat teuer und eine Untersuchung fast aussichtslos. So konnte ich dem Soldaten lediglich empfehlen, die andere Hälfte seiner männlichen Würde ebenfalls zu entfernen.

Oder das Telefon schrillt. Eine schüchterne Jungfrauenstimme erkundigt sich nach einem blonden Hans, dem sie vor 14 Tagen in der «Linde» ein Zwanzigernötli gepumpt hätte. Leider kennt die Wohltäterin weder Familienname noch Farbe der Waffengattung. Auch da ist es schwierig, den Schuldigen zu finden, besonders weil während der letzten zwei Wochen verschiedene Schulen und auch WK-Truppen auf dem Waffenplatz Dienst geleistet hatten.

Eine besorgte Mutter schreibt ans Schulkommando wegen ihres Sprösslings. Sie erkundigt sich, ob der Kärli krank sei oder etwa gar verunglückt. Seit acht Tagen würde er auf ihre Mahnbrieft nicht antworten. Der «Kärli» wird gefunden, «vermahnt» und ersucht, künftig weniger schreibfaul zu sein.

Ein Korb voll der schönsten Äpfel gelangt an meine Privatadresse. Absender: der Vater eines Aspiranten.

Begründung: Mit bestem Dank für gute Behandlung des Sohnes.

Was bleibt einem da anderes übrig, als dem Sohne zu sagen, er solle den Korb samt Inhalt abholen kommen und die Äpfel mit seinen Kameraden teilen? Denn auch kleine Geschenke verpflichten — besonders im Militärdienst.

Das liebe Geld



Früher war die finanzielle Lage der Instruktoren alles andere als rosig.

Dies war ja auch mit ein Grund, daß viele tüchtige Kräfte auf diesen Beruf verzichteten, wenn sie nicht von Haus aus über erhebliche Mittel verfügten. So waren noch zu Beginn dieses Jahrhunderts die Instruktoren, ungeachtet ihres Grades, in zwei Klassen eingeteilt. Die Instruktoren I. Klasse

bezogen jährlich 3500—4500 Franken und jene II. Klasse 2500—3200 Franken, also wenig mehr als ein Sekretär bzw. ein Kanzlist der Bundesverwaltung.

War es da so erstaunlich, wenn gewisse großzügige Naturen in ständigen Geldnöten stunden? Auch beim höhern Offizier G. waren die Gläubiger oder selbst der Betreibungsbeamte nicht ungewohnte Gäste. «Hier können Sie selber sehen, cher Monsieur, wann etwa Sie die Chance haben werden, Ihr Geld zu bekommen.» Dabei verwies der Schuldner auf einen großen Stoß Rechnungen, die, chronologisch geordnet, der Bezahlung harrten. «Betreiben Sie mich, so bekommen Sie überhaupt nix, gedulden Sie sich aber, so kommen Sie bestimmt an die Reihe. L'un après l'autre, comme à Paris.»

Auf dem Waffenplatz Z. soll es einen Ausbildner gegeben haben, der nebenberuflich etwas außerhalb der Stadt ein Restaurant besaß. Stets machte er seinen Rekruten die Anregung, am Sonntag den wirklich netten Spaziergang zur Wirtschaft X zu machen. Gerne kam man der Einladung nach, hatte man doch zuweilen das Vergnügen, von seinem Vorgesetzten bedient zu werden oder ihn wenigstens als «Herr Ober» herumrennen zu sehen.

Heute gibt es solchen Unfug natürlich nicht mehr. Die Entlohnung ist gerade in den letzten Jahren, besonders für die untern Grade, erheblich besser geworden. Einmal besitzen die meisten Instruktoren, an Stelle der Rationspferde und des Bedienten, den sog. Instruktorwagen. Die Hauptleute erhalten beispielsweise 11 800 bis 14 100 Franken Grundbesoldung, die Majore und Oberstleutnants 14 600 bis 16 650 Franken und die Obersten 17 400 bis 18 400 Franken. Da die dienstlichen Anforderungen immer gleich bleiben, gibt es heute, so wenig wie dazumal, einen Anspruch auf freie Samstage oder Zulagen für Überzeitarbeit. Auch am Sonntag wird gearbeitet, wenn dies die Ausbildung erfordert.

Wieviel Leid und Freud ist das . . .



Die Untergebenen sind verpflichtet, auffallende Charaktere den Instruktoren zu melden. Oft wird sich der Schulkommandant selber solcher Leute annehmen und gelegentlich mit dem sich ständig

Absondernden oder mit dem unangenehmen Aufschneider oder dem Überängstlichen sprechen.

So hatte ich es einst mit einem Dienstverweigerer, einem «ganz gefährlichen Subjekt», wie der Einheitskommandant sagte, zu tun. Er war ein Küchenchef; er hatte erklärt, er würde keine Minute mehr in der Küche arbeiten, solange er vom Zivillkoch Lang wie ein Schulbube behandelt würde. Der Oberleutnant drohte dem Küchenchef mit Cachot und mit Militärgericht, was jedoch den Sünder keineswegs beeindruckte. Zu mir gerufen, bestätigte der Choleriker seinen Entschluß und bemerkte: «Ich habe zwar Frau und Kind, aber wenn wir dadurch auch am Hungertuch nagen müssen — säb isch mer alles wurscht.»

«Stimmt es, Sie waren in der Fremdenlegion?» fragte ich den Verblüfften, «und jetzt haben Sie den Legionskoller», fügte ich bei.

«Woher wissen Sie denn das?»

«Ich begreife Sie vollkommen, mein lieber Böhni. Nächste Woche zeigen Sie allen Unteroffizieren und Rekruten, wie man in der Legion unterwegs einzeln kocht. Gerade Leute wie Sie braucht man in der Armee, und der Zivillkoch Lang wird beauftragt, Sie selbständig arbeiten zu lassen.»

Freudig kehrt das «gefährliche Subjekt» an die Arbeit zurück.

Natürlich beging auch ich meine Irrtümer und Fehler.

Von vielen nur zwei Beispiele: Anlässlich der Sonntagswache kontrollierte ich das Essen des Walliser Zuges. Es gab Reis und Zwetschgen, was etwa fünf Mann, die von Simplon-Dorf stammten, keineswegs paßte. Weshalb? «Herr Oberlüttnant, so eppis git mer bi üsch deheim de Söi!»

Ungehalten bemerkte ich, daß gewöhnlich die, welche zu Hause nichts zu essen hätten, im Dienst immer reklamierten. Wie ein Mann erhoben sich alle fünf Simplon-Dörfler, und der Soldat Zenklusen sprach: «Herr Oberlüttnant, das isch ungerächt, Simplon-Dorf isch es rychs Dorf, und ds Ässe dert isch zächemal besser als jede Militärfräß.»

Foto: M. A. Wyß

Zwei Katzen

Einem Fourier, der einmal eine ungeschickte Anordnung traf, sagte ich wütend, er sei ein «Tschumpel», worauf mir der schlaue Oberländer diplomatisch antwortete: «Herr Houpmé, wenn Sie mir säge, ich syg en Tschumpel, so mues ich Ihne antworte, Sie sy mir en unsympathische Mentsch.»

Jener Fourier ist längst schon Quartiermeister geworden.

Das Schweizervolk hat sich immer schon für seine Armee und für deren Instruktoressen interessiert. Zu Recht; denn Armee und Volk gehören bei uns, wie nirgends sonst, zusammen. Die Mehrheit der Bürger weiß heute, daß schon seit langer Zeit niemand mehr beim Instruktionsskorps Zuflucht nehmen kann, der im Zivil versagt hat. Trotzdem gibt es, wie in jedem andern Beruf auch, Leute, die charakterlich oder sonstwie enttäuschen und versagen. Das neue Auswahlverfahren hat zur Folge, daß auch die Haudegen und Landsknechtfiguren und die Trüllmeister alter Ordonnanz fast ganz aus den Kasernenhöfen verschwunden sind — und damit auch manch ein Original:

Da wirkte auf dem Waffenplatz B. der Hauptmann H., etwas untersetzt, mit schönem Silberhaar und roter Nase. Einmal fragte er einen Soldaten, weshalb auch er eine so rote Nase habe.

«Vo der Sunne, Herr Houpmé», worauf jener trocken bemerkte: «So, so, isch das die einzigi Wirtschaft i euem Dorf?»

Einen nachlässig, von oben herab grüßenden Leutnant piffte er an: «Wie heißen Sie?»

«Lütnant vo Graferied, Herr Houpmé.»

Und der Hauptmann: «Eh, was Dir nid säged — Bingeli hät's für Euch o ta.»

Ein Original war auch der Oberstleutnant Z. auf einem ostschweizerischen Waffenplatz. Von ihm wird folgende typische Geschichte erzählt: Schlotternd steht der Korporal Häne vor ihm. «So, und iez säisch mer, ich säig en dumme Chäib.»

Der Korporal zögert anfänglich, und erst als er von seinem Vorgesetzten genötigt wird, tut er den Ausspruch.

Befriedigt stellt darauf der Kommandant fest: «Jawohl, en dumme Chäib bin ich, daß ich dich zum Korporal beförderet han. Und jetzt machsch, daß zum Töifel chunsch!»

Wir sind aber ständig bemüht, den groben Ton, der früher oft herrschte, zu ändern. Kein Schweizer Soldat wird aber verlangen, daß wir den Betrieb eines Töchterpensionates einführen. Die Instruktoressen müssen Temperament besitzen. Die Soldatensprache muß bestimmt, deutlich, die Forderung unmißverständlich sein. Der frische, tatenhungrige Rekrut, der aufgeweckte Unteroffizier will ja auch gar nicht, daß man mit ihm zimperlich und tantenhaft umgehe, weil man so kein Kriegsgenügen erreichen würde. Und um die Schaffung dieses Kriegsgenügens geht es schließlich.

Viele Bürger glauben, Instruktionsoffizier sei der schönste Beruf, den es überhaupt gebe. Andere wiederum behaupten das Gegenteil. Nach dem ständigen Mangel an Berufsoffizieren zu schließen, sollte man eher letzteres vermuten. Sicher ist dies: Nur ein Instruktionsoffizier, der seinen Beruf schön findet, der mit ganzer Seele dabei ist, wird seine Pflicht erfüllen können. In der Tat, was gibt es doch Schöneres, als junge Leute verschiedener Muttersprache und jeglichen Standes erziehen zu dürfen. Welche Genugtuung, nach verhältnismäßig kurzen Ausbildungswochen oder -monaten aus einem zaghaften Wehrmann einen selbstbewußten Unteroffizier, aus einem linkischen, schwerfälligen Rekruten einen flinken, überlegten Soldaten herangebildet zu haben. Währenddem ein Lehrer die Früchte seiner Erziehung oft erst nach Jahrzehnten herangereift sieht, können wir diese viel früher ernten.

Wie im Fluge eilen die Jahre dahin. Aus den energiegeladenen Hauptmannsjahren schreitet man, fast unvermerkt, in eine etwas beschaulichere Lebensphase hinüber. Jedoch die, welche uns zur Ausbildung und Erziehung anvertraut werden, sind jedes Jahr gleich jung, gesund, tatenfroh. Dies ist es, was auch unser Herz jung und froh erhält.

Foto: Atelier Eidenbenz

Die Maler